



Feierabend



Bestie Kreatur.

Von Dr. Colin Ross.

Der bekannte Forscher Dr. Colin Ross ist vor kurzem von seiner fast ein-
 halbjährigen Australienreise zurückgekehrt.
 Die schönste Frucht dieser Fahrt ist sein von
 seinem alten Verleger Brockhaus gedrucktes
 Buch „Der Unvollendete Kontinent“ (mit 101
 Abbildungen und einer Karte. Gebunden
 M. 8.—). Die Untersuchung des Problems
 Australien bildet gegenwärtig vielleicht die
 Hauptaufgabe weltpolitischer Forschung.
 Dieser Erdteil, in dem eine im Verhältnis
 zu seiner Ausdehnung lächerlich geringe
 Bevölkerung von 6 Millionen Menschen
 wohnt, bietet für wenigstens 60 Millionen
 genügenden Nahrungsspielraum. Jedoch
 fehlt den Australiern der Wille, ihren Kon-
 tinent zu besiedeln. Man berichtet sogar
 den „silbernen“ Europäern, besonders
 den Italienern, die Einwanderung. Aber
 bald wird sich Australien entscheiden müs-
 sen, ob es ein weißer oder ein farbiger
 Erdteil werden will. Denn der Bevöl-
 kerungsüberdruck in Süd- und Ostasien
 schreit nach Explosion. Das Buch bringt
 außer diesen ersten weltpolitischen Fragen
 ein fesselndes Mosaik des australischen All-
 tags, das vielleicht nur in solcher Verleben-
 digung fremder Länder erprobte Feder des
 Verfassers so bunt und nie ermüdend zu-
 sammenhängen kann. Wir entnehmen dem
 wichtigen Werk, das kein an den Mensch-
 heitsfragen von heute Interessierter un-
 achtet lassen sollte, mit Genehmigung des
 Verlags eines der vielen wirkungsvollen
 Mosaiksteinchen.

Mit dem Schaf hinter Charleville fing es
 an. Nicht als ob wir nicht schon früher an toten
 Schafen vorübergekommen wären. Auf unserer
 Fahrt nach dem Lake Eyre hatten die Gerippe
 verendeter Tiere am Wege gleich Meilensteinen
 längs der Straße zum Tode gelegen.

Aber das war lange her. In der Zwischen-
 zeit war all die Schönheit und Fruchtbarkeit
 Südostaustraliens um uns gewesen. War die
 Fahrt von Brisbane hierher zwar rauh und an-
 strengend, auf schlechten Wegen, es waren doch
 immerhin noch Wege, und sie führten immer
 wieder zu Farmen und kleinen Ortschaften.
 Außerdem fuhrten wir längs der Bahn, die von
 Brisbane nach Westen bis in die große Ebene
 vorläuft.

Nun aber war die Bahn zu Ende und mit
 ihr die Wege. Bestenfalls hatten wir eine Spur,
 der wir folgen konnten auf unserer Fahrt nach
 dem Norden quer durch den Kontinent, bis wir
 wieder an die Küste kamen.

Wäre das Schaf übrigens tot gewesen, so
 hätten wir wahrscheinlich nicht darauf geachtet,
 jedenfalls es nicht als Matsch angesehen, von

dem aus wir unsere Fahrt in das Neger-Neger
 rechnen. Nein, das Schaf lag im Sterben, und
 die grauenhafte Art seines Todes beindruckte uns
 doppelt, weil sich der Gedanke aufdrängte, daß
 dies auch unser Ende werden könnte, falls in der
 großen Einsamkeit uns etwas mit dem Wagen
 passierte.

Zuerst sahen wir zwei große Vögel. In der
 leeren Ebene hoben sie sich riesenhaft und dro-
 hend vom Horizont ab. Adler! Ein herrliches
 Bild! Ich hielt an, um die Kamera fertig zu
 machen. Aber die Adler sahen uns nicht heran-
 kommen. Ehe ich eine Aufnahme machen konnte,
 erhoben sie sich mit schwerem Flügelschlag. Nach
 einer Weile gingen sie wieder zu Boden und
 sahen böse und mißtrauisch zu uns herüber.

Wir hatten sie bei der Mahlzeit gestört. Am
 Wege lag ein Schaf. Es hatte wohl vor Durst
 und Erschöpfung nicht weiter gekonnt, und die
 Adler hatten es angefallen. Sie hatten dem un-
 glücklichen Tiere beide Augen ausgehackt und be-
 gonnen, seinen Kopf zu fressen, und die Schnauze
 bis an die Zähne und den blanken Kiefer abge-
 rissen. Bei lebendigem Leibe! Das bejammerns-
 werte Geschöpf lebte noch. Ich erschauerte zutiefst,
 als ich sein Köheln hörte und sah, wie sich sein
 Brustkorb in schwerem Atmen hob und senkte.
 Es war ein grauenhafter Anblick: das lebende
 Tier mit dem angefressenen, in einen blutigen
 Klumpen verwandelten Kopf.

Raich zog ich mein Messer, schnitt ihm die
 Kehle durch, und fühlte mich erleichtert, als mir
 das warme Blut über die Haut schoß und das
 Tier mit einem letzten Bzuden verschied.

Eine unsinnige But auf die beiden Adler
 packte mich. Erst vor ein paar Tagen waren wir
 im Busch an einen Adlerhorst gekommen. Auf
 einem hohen Felsenbaum war das Nest. In
 ihm saß ein junger, aber schon ziemlich ausge-
 wachsener Adler. Jedenfalls hatte er bereits
 völlig das Federkleid der Alten. Sei es nun,
 daß er sich noch nicht recht zu fliegen traute, sei
 es, was wahrscheinlicher ist, daß er noch nie
 Menschen gesehen und infolgedessen keine Furcht
 kannte, jedenfalls ließ er sich in keiner Weise
 stören, äugte neugierig zu uns herunter und
 spazierte auf dem Rand des Horstes auf und ab.
 Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, ihn zu
 schießen, aber der Gedanke daran kam mir gar
 nicht. Ich freute mich an dem schönen Bild.

Jetzt tat es mir leid, daß ich ihn nicht er-
 legt hatte. Aber die beiden grausamen Quäl-
 geister sollten wenigstens daran glauben. Als

ob sie meine Absicht ahnten, flogen sie aber so-
 fort auf, als ich zum Wagen ging, um die
 Büchse zu holen.

Nun, im Grunde konnten ja auch die Adler
 nichts dafür, sie folgten lediglich der Weltord-
 nung und dem Naturgesetz. Wenn mich das
 qualvolle Ende der unschuldigen Kreatur so bis
 ins Innerste empörte, so doch nur, weil es wie-
 der einmal die ganze sinnlose Grausamkeit der
 Natur enthüllte, die wir in unangebrachter Be-
 wunderungsaweise und allgütig nennen. Mag
 sein, daß sie in unsern zahmen Breitengebirgen
 uns heute so erscheint, wo eigentlich nicht mehr
 die Ordnung der Natur gilt, da heißt es noch
 Tod und Zeugung, und zwar sinnlos qualvoller
 Tod auf sinnlos verschwendertische Zeugung. Es
 ist die Bohne langen Aufenthaltes in den Tropen,
 daß es nicht heißen darf „Jurid zur Natur“,
 sondern „Fort von der Natur, über die Natur
 hinaus“. Naturgesetz heißt Krieg, Menschgesetz,
 das vielleicht einmal Wirklichkeit werden wird,
 heißt Friede.

Friede, Friede zwischen Mensch und Tier,
 schien in dem Buschgelände zu herrschen, in das
 wir am Nachmittag kamen. Es war das reinste
 Känguruhparadies. Die Tiere waren nicht ein
 bißchen scheu. Sie sahen aufrecht am Wege,
 machten Männchen wie Hasen und sahen halb
 neugierig, halb mißbilligend zu uns herüber. Nur
 wenn wir allzu nahe kamen, häuften sie davon,
 in großen Sähen, doch keineswegs in überstürzter
 Hast. Ihre langen, dicken Schwänze, die sie zur
 Balance waagrecht nach hinten streckten, wippen
 langsam und würdevoll auf und ab. Es sah
 mehr als komisch aus.

Ein junges Känguruh, halb so groß wie
 Ralph, war so perplex über unsern Anblick, daß
 es völlig vergaß, rechtzeitig davonzuhüpfen. Es
 ließ sich ohne allzu große Schwierigkeit fangen.
 Wir stellten fest, daß das arme Tier ein verletztes
 Bein hatte. Renate, die eine bewundernswert
 glückliche Hand mit Tieren hat, nahm es auf den
 Schoß, auf dem es sich bald so wohl fühlte, daß
 es gar nicht mehr wieder herunterzuwollen schien.

Aus der Zwidmühle, entweder das Tier in
 unserm überfüllten Wagen mitzunehmen oder
 die Kinder maßlos zu enttäuschen, die schon be-
 rieten, wo sie es in Berlin unterbringen sollten,
 befreite mich angenehmerweise das Känguruh,
 indem es die erste Gelegenheit, wo Renate es
 loder ließ, benutzte, um davonzuspringen.

Auf eine neue Jagd konnten wir uns nicht
 einlassen; denn inzwischen war es zu spät ge-

worden. Die Nacht stand vor der Tür und es war höchste Zeit, sich nach einem geeigneten Lagerplatz umzusehen.

Wir hatten gerade noch Licht genug, um festzustellen, daß wir nicht gerade in nächster Nachbarschaft von Schlangen und arberem wenig erwünschten Geier lagerten. Alle andern Arbeiten, wie Zeltausschlagen und Abkochen, mußten wir bereits in stockdunkler Nacht verrichten, die nur kümmerlich durch unsere Petroleumlaterne erhellt wurde; denn die Batterie für die Autolampen mußten wir sparen.

Es war ein schwüler Abend und wir beschloßen, unter freiem Himmel zu schlafen. Zur Vorsicht stellten wir aber doch das Zelt auf. Es war keine unnütze Vorsicht; denn der Himmel bezog sich mit dichten Wolken und wir hatten gerade Zeit genug, die Feldbetten in das Zelt zu tragen, ehe die ersten Tropfen fielen.

Mit einigermaßen schwerem Herzen legten wir uns schlafen. „Wenn Sie in Regen kommen, so können Sie leicht drei Wochen oder auch drei Monate festhaken“, hatte man uns versichert. Wir befanden uns im Gebiete der schwarzen Erde, das zur Regenzeit für Autos unpaffierbar wird. Nun waren allerdings noch vier Wochen bis zu ihrem Beginn, aber in Afrika hatten wir ja erlebt, daß man sich heutzutage nicht mehr auf die Natur verlassen kann, nicht einmal mehr auf den pünktlichen Beginn der Regenzeit.

Aber wir schienen mit der Drohung davonzukommen. Es blieb bei den ersten Tropfen und die Wolken entluden sich in einem trockenen Gewitter, das mit bösem, jahlem Leuchten über den schwarzen Himmel geisterie.

Ein Spaziergang.

Von Albert Reinde.

Zu nichts hatte es der Esel im Leben gebracht. Immer hatte er sich nur für andere geplagt und geschunden. Verdrießlich machte er sich deshalb auf den Weg, um sich in der Welt umzusehen und zu lernen, wie man zum Erfolg kommt.

Nach längerer Wanderung begegnete er einem Raben, der in seinem Schnabel einen kostbaren Edelstein trug, der im Glanz der Sonnenstrahlen wie Feuer leuchtete.

„Welche Pracht und Herrlichkeit!“ rief der Esel. „Sage mir, lieber Freund, wie gelangt man in den Besitz eines solchen Kleinods?“

„Durch Stehlen!“ kicherte der Rabe. „Lehre mich, bitte, die Kunst“, flehte der Esel.

„Unmöglich, das sind angeborene Fähigkeiten“, entgegnete der Rabe. — „Sehr schade!“ jammerte der Esel und trotzte weiter.

Vor einer Linde, üppig bedeckt mit Grün, machte er halt. Raupen krochen auf den Zweigen herum und sättigten sich nach Herzenslust an den frischen, saftigen Blättern.

„Liebe Raupen“, rief der Esel, „wie gelangt man auf einen grünen Zweig?“

„Durch kriechen!“ belehrten sie ihn. Der Esel war bekümmert, denn kriechen lag nicht in seiner Natur.

Bald darauf traf er den wohlgenährten Hamster, der mit vollen Wadentaschen vor seinem Bau saß und ängstlich seine Schätze bewachte.

„Guten Tag, hochverehrter Herr Hamster“, grüßte ihn der Esel mit tiefer Verbeugung. „Sage mir, wie kommt man zum Wohlstand?“

„Durch Hamstern!“ antwortete der und zeigte stolz seine angehäuften Nahrungsmittel. „Darf ich einmal davon kosten?“ fragte der hungrige Esel.

„Wo sollte ich da hinkommen, wenn ich je-

den hergelaufenen Tagedieb bewirten wollte,“ rief der Hamster. „Selber essen macht fett!“ — Enttäuscht zog der Esel weiter.

Da sah er einen Apfelbaum, dessen rotbädige Früchte ihn verlockend ansahen. Trotz aller Bemühungen war es ihm aber nicht möglich, auch nur einen zu erhaschen. Auf einem besonders schönen Apfel gewahrte er eine fette Wade, die unaussprechlich fraß und fraß.

„Liebe Wade“, rief der Esel mit lechzender Zunge, „wie bist du zu beneiden, daß du so im Ueberfluß leben kannst, ohne zu arbeiten! Wie machst du das?“

„Mein Geheimnis“, grinst die fette Wade. „Könnte ich es doch auch einmal so haben!“ lächelte der Esel.

„Jedem ist sein Los bestimmt“, höhnte die Wade. „Esel müssen Lasten tragen!“ Dabei blickte sie von oben herab auf ihn herab.

Da packte den Esel die Rut. In seinem Zorn schlug er mit den Hintertäfelchen so wuchtig gegen den Baum, daß er in allen Zweigen erzitterte und die Früchte herabfielen, zum größten Entsetzen des Esels. Freudig fraß er sie auf, mitsamt den klugen Waden.

Von seltenen Früchten tropischer Länder.

Zu den größten Reizen auf Reisen durch fremde Länder gehören neben allem Interessanten und Schönen, was das unbekannte Land bietet, die andersartigen Gerichte und vor allem die unbekannteren Früchte und Gemüse. Schon auf einer Reise in ein anderes europäisches Land bietet die Küche manchenlei Neues, wieviel mehr nun erst, wenn man europäischen Boden verläßt.

Kommt der Deutsche nach Brasilien, so steht er staunend vor der Fülle von fremden, verlockenden Früchten, die zum Verkauf ausgebreitet sind. Nur hin und wieder begegnet ihm ein alter Bekannter. Die gute gelbe Banane, Orangen, Kefel, Birnen und Ananas sind so ziemlich das Einzige, was er auch auf dem heimatischen Obstmarkt gesehen hat. Alles andere ist absolut neu und lodend. Schwieriger ist nur, daß man als Fremder meist nicht weiß, wie man die Früchte genießen soll. Gut ist es vor allem zu wissen, daß diese und jene von den köstlich aussehenden fremden Früchten mit Vorsicht genossen werden muß. Man tut darum gut, sich erst von Einheimischen beraten zu lassen und sich erst langsam an den Genuß all' der fremdartigen Dinge zu gewöhnen.

Da ist zunächst eine der beliebtesten brasilianischen Früchte, die Manga. Sie ähnelt einer riesigen Birne. Ihr Geschmack ist schwer zu beschreiben und läßt sich mit dem von einer unserer Früchte gar nicht vergleichen. Er stellt vielleicht ein Gemisch von dem Aroma von Tomate, Gurke und Aprikose dar. Er hat dazu noch etwas Herbes, das beinahe an Terpentin erinnert. Manga wird in Brasilien viel gegessen, aber für den Neuling ist durchaus Vorsicht geboten. Im allgemeinen gilt die Regel, daß nach dem Genuß der Manga kein Alkohol und keine Milch getrunken werden darf, weil sich sonst schwere Magenentzündungen einstellen können. Ein Beweis mehr für den Fremden, wie wichtig es ist, sich vor dem Genuß unbekannter Nahrungsmittel über ihre Besonderheiten zu informieren.

Eine andere birnenartige Frucht ist die Abacate. Sie wird vor dem Essen halbiert und der große Kern entfernt. In den Hohlraum tut man Zucker und eventuell etwas Rotwein. Dann wird das weiche Fleisch, das sehr aromatisch ist, mit dem Löffel herausgegessen.

Die Caju-Frucht, die der Brasilianer gern im Bade isst, erinnert ebenfalls an unsere Birnen, sie hat nur noch ein kleines schwarzes Anhängel. Die Geflogenheit, diese saftigen Früchte gerade in der Badewanne zu verzehren, rührt daher, weil der Saft, wenn etwas davon auf die Kleider spriht, Flecke hinterläßt, die durch nichts mehr zu beseitigen sind. Auch das ist für den Fremden von größter Wichtigkeit. Das schwarze Anhängel an der Cajufrucht darf nicht mit verzehrt werden. In ihm befindet sich ein sehr schädliches Gift. Man kann rösten es deshalb, dadurch wird das schädliche Öl beseitigt und es bleibt eine Art Mandel oder Marone zurück.

Eine andere Vorsichtsmaßregel, die der reisende Europäer beobachten muß, ist die, daß man, wenn man in heißen Tagen ins Innere des Landes kommt, auch die verlockendsten Früchte, die einem vom Baum entgegenleuchten, nicht essen darf. Die Frucht selbst muß erst abkühlen von der Sonne, die auf sie niedergebrennt ist, und ebenso muß sich auch der Körper erst abkühlen. Sonnenheiße Früchte, in erhittem Zustand genossen, können schwere gesundheitliche Schäden mit sich bringen.

All' die fremden köstlichen Früchte, die Brasilien bietet, lassen sich hier nicht aufzählen. Auf jeder Bahnstation werden sie von den Kindern den Reisenden angeboten. Für wenige Pfennige kauft man herrliche Ananas, Orangen und Bananen neben all' den fremden aromatischen Obstsorten. In den Lokalen der Städte erhält man vielfach wundervolle Simonaden aus den verschiedensten Früchten, die in der heißen Zeit rasenden Absatz finden. Man gewöhnt sich bald an die fremdartigen Genüsse und weiß sie wohl zu schätzen.

E. Stein.

Pflanzenhaare.

Die Oberflächen der grünen Pflanzenteile, Blätter und Stengel, sind viel häufiger mit Haaren bedeckt, als man bei Betrachtung mit unbewaffnetem Auge annehmen möchte. Radt und unbehaart sind Koniferen und Schachtelhalme; aber zahllose andere Gewächse erscheinen auch durchaus kahl und weisen doch reichliche Haarbildung auf, deren wunderbare Formen uns das Mikroskop dartut. So vor allem viele ganz kahl aussehende Gräser. Die Gestalt der Pflanzenhaare ist ungewöhnlich mannigfaltig. Das Vergrößerungsglas erschließt da einen ungeahnten Formenreichtum. Es gibt einzellige Haare von 60 Millimeter Länge (Baumwollfasern). Andere sind trotz ihrem gleichzeitigen kegelförmigen Aussehen mehr- oder vielzellig. Bisweilen sind sie am Grunde verdickt (Zwiebelhaare) oder am freien Ende verstärkt wie die Köpfchenhaare. Häufig findet man aber auch astförmige, sternartige oder büschelweise vereinigte Haargebilde. In vielen Fällen metamorphosierten Haare in Stacheln und Warzen. Eine andere Sorte sind die Drüsenhaare, die meist durch den Geruch wahrnehmbare Flüssigkeiten enthalten oder halbhartige Sekrete. Verholzte Haare erscheinen als Borsten; ist ihre Spitze brüchig und scheiden sie einen ägenden Saft aus, so werden wir von Brennhaaren. Viele Blätter werfen ihren Haarüberzug schon frühzeitig ab. Auch an Früchten beobachtet man diese Erscheinung. Aber auch die schon abgestorbenen Haare können der Pflanze noch nützen, insofern sie dazu beitragen, Blätter und Stengel zu starker Transpiration (Wasserverdunstung) zu schützen. Die Natur hat die Pflanze gerade in dieser Hinsicht mit einer verschwenderischen Fülle von Schutzmitteln ausgestattet, die zur Mitregelung der Wasserverdunstung beitragen; die in sich individuell und abwechslungsreich gestaltete Haarbildung ist nur ein Bruchteil dieser Schutzmaßnahme.

Glanz und Elend des Films in Amerika.

Das Kino ist in Amerika in weit größerem Maße als bei uns der Ort, in dem die von der Arbeit abgekehrten Menschen abends Anregung suchen. Der Film stellt von allen künstlerischen Darbietungen die geringsten Anforderungen an den Zuschauer. Man will sich in Amerika nicht mit Problemen befassen. Nach statistischen Erhebungen geht beispielsweise jeder New Yorker Einwohner zweimal pro Woche ins Kino. 4600 Kinos hat die Stadt New York. Viele von diesen haben mehr als tausend Plätze. Die größten fassen 5-6000 Personen und trotzdem stehen allabendlich vor den zahlreichen Kassen die Besucher noch in langen Schlangen an, um Karten zu bekommen. Die Kinos spielen in New York meist schon von 11 Uhr vormittags an. Eine Vorstellung folgt der anderen bis gegen Mitternacht. Die Preise betragen vormittags durchschnittlich ein Drittel, nachmittags zwei Drittel der Abendpreise.

Die großen Kinos sind mit kitschigem Luxus ausgestattet. Ebenso prunkvoll wie der äußere Rahmen sind auch die Vorstellungen gestaltet. Neben dem eigentlichen Film wird in den Luxuskinos eine umfangreiche Bühnenschau gezeigt, in der die besten Variete- und Tanzkünstler auftreten. Es ist nicht selten, daß bei einer solchen Bühnenschau 500 Darsteller Verwendung finden.

Je mehr die Vorliebe für den Film in Amerika gewachsen ist, desto größer wird auch der keine Grenzen kennende Kult, den man mit den beliebten Filmdarstellern treibt. Alles, was in ihrem Privatleben geschieht, beschäftigt die Zeitungen in spaltenlangen Artikeln. Ihre Hochzeiten und Scheidungen sind das Gesprächsthema. Ihre Frisuren, ihre Haltung, ihre Art zu tanzen, alles wird nachgeahmt.

Von der Sehnsucht nach dem Glanz und Reichtum der Filmgrößen getrieben, sammeln sich Tausende von jungen Mädchen und Männern in der großen amerikanischen Filmstadt in Hollywood. Aber die köstlichen, großen Be-

gehungen Beverly Hills, dem Villenviertel von Hollywood, beherbergen nur die wenigen Filmgrößen, die es zu Ruhm und Millionen gebracht haben. Alle anderen müssen sich mühselig durchschlagen und auf Engagements warten. Da nur der elegant Bekleidete Aussicht hat, eine Statistenrolle zu bekommen, muß der Aufwand für die Garderobe nur allzu oft am Essen gespart werden. Es gibt viel Elend in diesem „Filmparadies“.

Paradiesisch ist in der Tat die Landschaft, die sich die Filmproduzenten für ihre Arbeit ausgewählt haben. Hier scheinen alle landschaftlichen Reize vereinigt zu sein. Hügel und hohe Berge, köstliche Täler, fruchtbares Flachland, Seen, Flüsse und Bäche und das herrliche Meer sind dicht beieinander. Ueber dieser herrlichen Landschaft lacht ein ewig blauer Himmel. Kaum zwanzig Tage im Jahr regnet es hier. Diese vielfältigen Naturschönheiten geben die Möglichkeit, daß die in den verschiedensten Gegenden spielenden Filme hier gedreht werden können.

Die technischen Einrichtungen sind naturgemäß stets die allermodernsten. Der ganze Aufnahmeapparat arbeitet mit einer Präzision, die an die Herstellungsmethoden eines modernen Fabrikbetriebes erinnert, wo jeder im gegebenen Moment genau ausgewogen Handgriffe zu leisten hat. Allerstrengste Zucht herrscht in Bezug auf die Pünktlichkeit, denn durch die Unpünktlichkeit eines Einzelnen kann der Beginn der Aufnahme hinausgezögert und ein Heer von Arbeitskräften lahmgelagt werden. Wer unpünktlich ist, muß mit fristloser Entlassung rechnen und sogar darauf gefaßt sein, daß er auch an anderer Stelle keine Arbeit mehr findet.

Harte Arbeit, strenge Zucht, oft bittere Not sind die Rehrseiten der glänzenden Welt, die allabendlich vor den Augen Tausender auf der Leinwand vorüberziehen.

Johann Felber.

Karnebal.

Der Direktor diktiert. Es ist 21 Uhr 10. Das kleine Mädchen schreibt so schnell es kann. „Beilen Sie sich etwas!“, jagt der Direktor und diktiert weiter. Von Waren, Lieferungen, Speisen und Preisen wirbelt es dem Mädchen im Kopfe. Das geht schon jetzt Stunden ohne Pause so fort. „Können Sie nicht schneller schreiben? Ich habe heute abend noch etwas vor“, jagt der Direktor und geht auf und ab. — „Ubrigens, Sie haben eine hübsche Figur. Sie tanzen wohl gern?“ Der Direktor wartet die Antwort ab und diktiert weiter. Nach zwei Minuten fragt er: „Sind Sie heute abend frei?“ — „Nein, Herr Direktor.“ — „Schade, Sie hätten mit mir auf den Maskenball gehen können.“ Das Mädchen lächelt ein wenig: „Ich gehe auf den Maskenball.“ — „Wieso?“ Der Direktor bleibt vor ihr stehen. „Ich gehe jeden Abend auf einen Maskenball, Herr Direktor.“ — „Jeden Abend! Na, ich danke. Dann wundert es mich natürlich nicht, wenn Sie immer so müde sind und kaum im Stenogramm nachkommen. Sie scheinen mir doch viel zu viel zu verdienen, mein Fräulein.“ Das Mädchen steht auf: „Es ist 21 Uhr 15; ich bin fertig. Kann ich jetzt gehen?“ — „Bitte. Amüsieren Sie sich gut. Ich hätte von Ihnen niemals geglaubt, daß Sie jede Nacht bummeln.“ Das Mädchen ist ernst: „Ich bummle nicht, Herr Direktor. Ich amüsiere mich auch nicht auf dem Maskenball. Ich verkaufe Blumen. Guten Abend.“

Der Schrei nach dem Schlangengiß.

Ein Deutscher ist eben frisch in Afrika angekommen. Tagelang versucht er, sich an den Mangel an Bier zu gewöhnen. Eines Tages hält er es nicht mehr aus. Er tritt in eine Apotheke und sagt zu dem Magister: „Lieber Herr, ich verschmachte nach einem Schluck Wein. Können Sie mir nicht ein Glas Medizinalkwein geben? Ich habe doch gehört, daß man in der Apotheke Wein bekommt!“ Der Apotheker bedauert; Wein gebe es nur gegen Schlangengiß ohne Rezept. Der Deutsche verzweifelt. Da sagt der Magister: „Wissen Sie was? Dort drüben in dem Blochhaus wohnt ein Mann, der hat eine Giftschlange, lassen Sie sich beißen und kommen Sie dann rasch her. Der Wein steht bereit.“ Herrliche Idee! Der Deutsche rennt hinüber. Vor seiner kleinen Villa steht der Mann und streckt ihm abwehrend die Hände entgegen: „Nichts, nichts! Ach! Tage vergehen!“

Eine kuriose Rechnung.

Eine magische Zauberformel ist die Zahl 142.857. Wird sie mit zwei multipliziert, so ergibt sich die Zahl 285.714, die die gleichen Ziffern und die gleiche Quersumme wie die ursprüngliche Formel zeigt. Multipliziert man weiter mit drei, so bleiben die Ziffern (428.571) und die Quersumme unverändert. Bei einer Multiplikation mit vier ist das Ergebnis

571.428; auch hier sind die Ziffern und die Quersumme unverändert dieselben. Bei einer Multiplikation mit fünf ist das Fazit 714.285, bei der mit sechs 857.142. Bei dieser letzten Formel ist das Ergebnis deshalb noch kurioser, weil die zwei Gruppen der drei Ziffern genau umstellt sind. Wenn man dann die Ziffern, die zweifellos des Spieles überdrüssig geworden sind, mit sieben multipliziert, so ist der Zauber gebrochen, und das kuriose Ergebnis die Ziffernfolge 999.999.

Wie das das Känguruh zu seinem Namen kam.

Man schreibt uns: Die Ethnologie wandelt mitunter auf seltsamen Wegen. So hat sie neuerdings in England ausfindig gemacht, wie das drollige australische Beuteltier zu seinem sonderbaren Namen gekommen ist: nämlich dank einem fast ebenso drolligen Mißverständnis. Als der berühmte Seefahrer und Forscher Cook an den damals noch unbekanntem Küsten Australiens entlang fuhr, bemerkte er eines Tages einen Eingeborenen, der soeben ein höchst fremdartig aussehendes Tier erlegt zu haben schien. Cook schickte eine Mannschaft an Land, und ihrem Führer gelang es, dem Schwarzen das unbekannte Tier abzuhandeln. Der Engländer wollte auch gern wissen, wie die Eingeborenen das Tier nannten und fragte nach dem Namen, wobei freilich die Verständigung mit dem Papua einige Schwierigkeiten machte. Immerhin gab er die Antwort: „Känguru.“ Die Mannschaft kam an Bord zurück und berichtete das merkwürdige Tier sei ein Känguruh. Dieser Name setzte sich dann in Europa durch, war aber in Australien selbst ursprünglich unbekannt. Erst als die Sprachforscher sich auch der Papuas annahmen, kam man hinter den Irrtum. Der gute Neger, der damals nichts davon begriffen hatte, was der englische Seemann von ihm wollte, hatte in seiner Sprache nur geantwortet: „Ich kann nichts verstehen!“ W. B.

Seit wann gibt es Sonntage?

Diese Frage mutet natürlich sonderbar an, da wir so an Sonn- und Werktage gewöhnt sind, daß man glauben möchte, das müsse immer so gewesen sein. In Wirklichkeit ist der Sonntag aber erst durch Kaiser Konstantin im Römerreich gesetzlich eingeführt worden. Am 7. März des Jahres 321 wurde der Sonntag zum erstenmal als öffentlicher Ruhetag durch folgendes Gesetz proklamiert: „Alle Richter, Stadtleute, jegliches Handwerk soll am hochgeehrten Tage der Sonne ruhen. Die Leute auf dem Lande mögen erlaubtermaßen dem Ackerbau nachgehen, da sich zuweilen für die Saat des Getreides und das Einsetzen der Reben kein passenderer Tag findet. Es möchte sonst am Ende in einem Augenblick die vom Himmel gebotene Gelegenheit verpaßt werden.“

Dieses durch das Christentum verursachte Gesetz erließ Kaiser Konstantin, bevor er selbst Christ wurde. Der Sonntag lebte sich in der Folge so tief im Denken und Leben der Völker ein, daß es z. B. der Französischen Revolution nicht gelang, ihn auszumergen. Wie viele Emigranten, soehrte auch der Sonntag aus dem Ausland nach Frankreich zurück. Neuerdings bemühen sich die Beherrscher der Sowjetrepubliken ebenfalls, den Sonntag zu verdrängen. Ob sie aber mehr Erfolg haben werden als die französischen Revolutionäre, bleibt abzuwarten.

Betteres.

Humor des Auslandes.

„Ihre Unterschrift muß jemand beglaubigen! Haben Sie denn keinen Freund?“
 „Nein, mein Herr! Ich bin Hausbesitzer!“
 (Buen Humor.)

Als der wachhabende Offizier eines Morgens die Mannschaften fragte, ob sich jemand über etwas zu beklagen habe, trat ein Mann vor und sagte, man hätte ihm eine Flasche Bier verabreicht, die statt Bier Benzin enthalten hätte, und er hätte davon getrunken.
 „So, so“, meinte der Offizier, „dann rauchen Sie lieber in den nächsten Tagen nicht.“
 (Pearsons Weekly.)

Der Bettler: „Können Sie mir nicht 50 Pfennig geben, meine Dame, damit ich zu meiner Familie gehen kann?“
 „Hier haben Sie die 50 Pfennig, braver Mann. Wo ist denn ihre Familie?“
 „Im Kino!“
 (Trabajo.)

Lehrer: „Fritz, warum sollen wir gut zu den Armen sein?“
 Fräulein: „Weil man heutzutage nicht wissen kann, ob nicht einer von ihnen mal reich wird.“
 (College Humor.)

Dame (die ein neues Mädchen engagiert): „Was Ihre freie Abende anbetrifft, so will ich Ihnen gern auf halbem Wege entgegenkommen.“
 Mädchen: „Das ist nicht nötig, gnädige Frau, der junge Mann bringt mich immer bis vors Haus.“
 (Pearsons Weekly.)

„Glauben Sie an Vererbung?“
 „Unbedingt! Dadurch bin ich ja zu meinem vielen Geld gekommen!“
 (Tit-Bits.)

„Du, meine große Schwester hat gestern bei einer Gesellschaft mächtiges Glück gehabt.“
 „Wie? denn das?“
 „Da haben sie Pfänderpiele gespielt, bei denen die Herren entweder den Damen einen Kuß geben oder ihnen ein Schächtelchen Schokolade schenken mußten.“
 „Na, und wieso ha sie da Glück gehabt?“
 „Sie kam mit vierzehn Schächteln Schokolade nach Hause.“
 (Buen Humor.)

Strahenbanten. Der kleine Junge lief aus dem Hause — er lehrte nicht wieder. Lange trauerte man dem verlorenen Sohne nach. Da — eines Tages kam er wieder heim, ein langer Bart war ihm gewachsen. „Wo bist du all die Zeit gewesen?“ fragte der glückliche Vater. „Ich habe zugehört“, antwortete er, „wie sie das Straßenpflaster reparieren.“

Telephon, Hallo! Jemand hat einen Papagei gekauft, dem er das Sprechen beibringen will. Zu Hause angekommen, setzt er sich vor den Käfig und will als erstes dem Vogel den Ruf „Hallo“ lehren. „Hallo!“ spricht er ihm langsam und deutlich vor. Der Papagei wendet gelangweilt den Kopf zur Seite und schließt die Augen. „Hallo — Hallo — Hallo!“ Schließlich öffnet der Papagei ein Auge und knarrt: „Bejeht, bitte später rufen!“

Pflegma. Gast: „Gott, da hätte ich ja bald eine Banze in Koffer mitgenommen!“ — **Hausnecht:** „Macht nichts, wir haben noch genug!“

Was mancher nicht weiß.

In bezug auf seine Ernährung sind dem Papst keine besonderen Vorschriften gemacht, anders aber verhält es sich mit seiner Kleidung, für die ganz bestimmte Regeln gegeben sind. Die Etikette schreibt vor, daß er jeden Tag im Jahre ein anderes Kleid anlegen muß. Seine Amtsgewänder sind mit kostbaren Edelsteinen besetzt und seine Stolas bestehen aus den herrlichsten Spitzen. Seine Handschuhe sind mit Perlen in Form eines Kreuzes bestickt. Alle Wollstoffe, aus denen seine Kleider gefertigt sind, werden aus der Wolle einer Schaffherde gewebt, die eigens zu diesem Zweck gehalten wird, und seine mit Juwelen und Gemmen geschmückten Ringe sind von erlesener Schönheit und unschätzbarem Wert. Ohne Zweifel ist die Garderobe des Papstes die kostbarste, die überhaupt ein Mann besitzt — so gehört es sich auch für den Stellvertreter Christi, der sich den Ärmsten auf Erden nannte.

Ueber die Straßenbeleuchtung vor hundert Jahren gibt eine damals erlassene Bekanntmachung Aufschluß. „Die Straßenbeleuchtung, die sich nach der Ab- und Zunahme der Tage richtet, beginnt mit dem 1. September und endet am 25. April. Während dieser Zeit sollen die Straßenlaternen bis ein Uhr nachts brennen, aber nicht wenn der Mond am Himmel steht, so daß es davon hell wird. Nach elf Uhr darf niemand über die Straße gehen, ohne mit einer Handlaterne versehen zu sein, da die dunkle Jahreszeit den Missetätern sonst zu viel Vorwand leistet. Wer ohne Handlaterne betroffen wird, hat Strafe zu zahlen; handelt es sich um eine unbekannt Person, so ist der Betreffende sofort zu verhaften und für die Nacht in Gehorjam zu bringen.“

Ein unheimliches Denkmal befindet sich bei Riß in Serbien. Hier liegt der sogenannte Schädelsturm oder Iphete Kus, der aus dem Jahre 1806 stammt. Damals unternahmen die Serben einen Aufstand gegen die Türken, und 5000 von ihnen wurden von den Osmanen auf grausame Weise getötet. Die Toten wurden enthauptet und die Köpfe wurden, zur Warnung für kommende Geschlechter, mit nach Außen gelehrten Gesichtern in einen Turm eingemauert. Noch heute sind Teile der Turmmauer mit einigen der eingemauerten Schädel erhalten.

Der größte Strom Europas ist die Wolga (deutsch: die Große). Sie ist 3600 Kilometer lang, also zweieinhalbmal größer als der Rhein (1360 Kilometer). Dieser größte Strom Europas fließt jedoch nicht ins Meer, sondern in einen Binnensee: das Kaspiische Meer.

Allerlei Hausrezepte

Gestrichene Gegenstände behalten nach der Berührung mit Wasser oder irgendeiner anderen Flüssigkeit sehr häufig helle Flecke zurück. Durch Anfeuchten der betreffenden Stellen mit Essig verschwinden die Flecke, und die ursprüngliche Farbe tritt auch bald wieder in Erscheinung.

Der Treppenläufer kann nicht so schnell schadhast und durchgetreten werden, wenn man die Kanten der Treppe mit mehreren Lagen Zeitungspapier belegt.

Deifarbenflecke, die ja beim Streichen der Fensterrahmen an den Scheiben selten zu vermeiden sind, werden mit grüner Seife eingewaschen und lassen sich dann schon nach kurzer Zeit durch Abwaschen leicht entfernen.

Ein vorzügliches Mittel zur Reinigung von Kleidern. Man löst pulverisierten Borax in lauwarmem Wasser auf. Einen sauberen Lappen taucht man in die Lösung und besencht damit den betreffenden Fleck. Dann reibt man mit einem zweiten Lappen tüchtig nach; der Fleck wird schnell verschwunden sein; zuletzt überbügelt man das Kleidungsstück auf der linken Seite.

Stiefel geschmeidig zu erhalten. Verdes Schuhwerk, wie Sportschuhe, muß von Zeit zu Zeit mit einem guten Lederfett eingeschnürt werden. Das Fett muß man so oft auftragen, bis das Leder nur mehr langsam das Fett aufsaugt. Am besten wird der Schuh kräftig mit dem Handballen eingerieben. Zu häufiges Einreiben dagegen ist schädlich; das zersetzt mit der Zeit die Poren des Leders.

Ersparnis von Seife. Das Wasser von rohen geriebenen Kartoffeln ist ein vorzügliches Seifen-Sparmittel. Es eignet sich zum Waschen für alle Wollstoffe und auch für Strümpfe, die dadurch weich bleiben. Auch eignet sich das Kartoffelwasser trefflich zur Reinigung von Linoleum, Stückerien und farbigen Stoffen.

Schach-Etz.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplich-Schönan, Eißlergasse.)

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

39. Fortsetzung.

Mehrere Bauern gegeneinander.

Bei gleicher Anzahl von Bauern auf beiden Seiten (zwei gegen zwei, drei gegen drei usw.) bleibt das Spiel regelmäßig unentschieden. Ein Gewinn ist nur infolge ungünstiger Umstände möglich, wie zum Beispiel beim Übergewicht von Freibauern gegen gestoppte Bauern, bei vorgeschrittenen Bauern, die einen Durchbruch ermöglichen, bei verbundenen Bauern gegen isolierte Bauern und dergleichen.

Der entfernere Freibauer gewinnt.

Bild 65.



In dieser Stellung gewinnt Weiß immer durch seinen Freibauern, weil der feindliche König die Eroberung seiner Bauern nicht hindern kann, zum Beispiel 1. ... Ke5, 2. Ke3 Kb4, 3. Ke4 Kc4, 4. Kc5 usw.

Bild 66.



In dieser Stellung gewinnt Schwarz immer, weil er nach Eroberung des f-Bauern (für den er den h-Bauern geben muß) früher an den Damenflügel kommt als Weiß.
 Fortsetzung folgt.